

Ivica Djikić

Ich träumte von Elefanten

Aus dem Kroatischen
von Patrik Alac

Verlag Antje Kunstmann

Im Grunde ist die Geschichte nicht nur selektiv, sondern auch vorurteilsbehaftet, denn sie entnimmt dem Leben nur das Material, das sie interessiert und das von der Gesellschaft als historisch erachtet wird, während sie den ganzen Rest, der vielleicht die wahre Erklärung für die Fakten und Dinge, für diese verdammte Realität liefern könnte, missachtet. In Wahrheit, und das sage ich euch, ist man als Romanschreiber, als Dichter, als Lügner besser dran.

(...)

Wie bereits bekannt sein dürfte, ist die exakteste, die zutreffendste Darstellung der menschlichen Seele das Labyrinth. Und damit ist alles möglich.

JOSE SARAMAGO, *Die Reise des Elefanten*

UNBEWEGLICHKEIT

IN DEN NACHRICHTEN erfuhr ich vom Tod meines heimlichen Vaters. Ich war gerade aufgewacht, als das Abendjournal begann. Ich hatte lange geschlafen. Ich drehte den Ton auf. Mein Vater war die erste Meldung dieses 17. Oktobers 1999. Vor meinen Augen begann es zu flimmern: Ich sah den Garten vor seinem Haus, einer halb zerfallenen zweistöckigen Ruine in der Ulica Kraljice Jelene 9, und in Nahaufnahme breitflächige Blutflecken auf dem betonierten Pfad, der zur Eingangstür führte. Im Fernsehen fing der Regen gerade an, das Blut vom Stein zu waschen; ich sah die Nachbarn, die nichts gehört und auch nichts beobachtet hatten. Polizisten in Regenpelerinen huschten über den Bildschirm, Leichenbeschauer, die gravitätischen Gesichter des Regierungschefs und des Innenministers. Ende des Beitrags.

Das Telefon klingelte. Ich wusste, wer da anrief, es konnte sich nur um eine Person handeln, aber ich nahm den Hörer nicht ab. Ich brauchte eine Zigarette. Als der Klingelton erstarb, ergriff ich den Hörer, der mir schwer wie eine Hantel zu sein schien, und tippte ihre Nummer.

»Du hast es gesehen ...«, sagte meine Mutter Veronika. Seit ich vor zwei Jahren ausgezogen war, lebte sie alleine am anderen Ende der Stadt.

»Ja.«

»Weiß man Genaueres?«

»Nein, ich habe nur die Informationen aus dem Fernsehen. Ich habe es gerade gesehen, wie du auch.«

»Boško, ich wollte dir nur sagen, pass auf dich auf ... Und halt dich raus. Du bist in keiner Weise verpflichtet ... Hast du verstanden?«

Ich legte auf. Nur meine Mutter und ich wussten, dass Andrija Sučić mein Vater war. Niemand sonst. Ein Glück, dass es so war. Das Telefon würde sonst weiterklingeln, und ich müsste verlogene Beileidserklärungen entgegennehmen. Und dann erwidern, dass ich auch nichts wüsste, nicht mehr als sie im Fernsehen gesehen hätten. Doch das spielte jetzt keine Rolle. Wie ein Idiot startete ich auf das Telefon und wünschte mir, dass es wenigstens einmal klingeln würde. Ich wollte jemandem sagen, dass sie meinen Vater getötet hatten. Irgendwem, der ersten Person, die anrief. Ich nahm den Hörer, und drückte auf die schon teilweise verwischten Nummern der Tasten. Mara antwortete nicht. Wer konnte schon sagen, wo sie jetzt war? Ich hätte ihr alles erzählt. Alles, was ich verschwiegen hatte.

Der Wind sang in den über die Straßen gespannten Stromleitungen. Mir fiel nichts anderes ein, als ins Büro zu gehen. Ich ging oft abends ins Büro zurück, um liegen gebliebene Berichte zu beenden, sodass der Türsteher nicht im Geringsten erstaunt war, als er mich sah. Er hob kaum den Blick von seiner Zeitung, als ich an ihm vorbeiging. Ich rief noch einmal bei Mara an, niemand antwortete. Ich hatte sie zwei, vielleicht sogar drei Tage nicht gesehen und auch nicht gehört. Seit einiger Zeit hatte sich eine gewisse Distanz zwischen uns gebildet. Man hatte Jadran Rimac ermordet, das war ihr Fall, und doch hätte sie kurz anrufen können. Rimac mochte tot sein, ich war es nicht, die Welt hatte nicht aufgehört sich zu drehen. Die Blätter an den Bäumen waren schon schrumpelig geworden, die Morgen waren feuchter, die Trams krachten lauter durch die Straßen.

Als ich sie im September 1998 kennengelernt hatte, war sie schon regelrecht von Jadran Rimac besessen, dem Kapitalverbrecher der Hauptstadt. Man hatte mich zu einer Sitzung mit Polizisten und Staatsanwälten geschickt, es ging um das organisierte Verbrechen. Man hatte mich nicht zufällig gewählt: Die erfahreneren Mitarbeiter vermieden Zusammenkünfte dieser Art, wo ohnehin keine Entscheidungen gefällt wurden und wo man Informationen eher für sich behielt als sie auszutauschen. Ich sah die drei zum ersten Mal. Die beiden aus der Polizei gleichen sich wie Brüder: Sie waren klein und kräftig, mit dunklem Teint. Einen der Namen kannte ich irgendwoher. Die Staatsanwältin, das war sie: Mara Ištuk. Ihren Namen hatte ich noch nie gehört. Wir hatten ungefähr das gleiche Alter. Wir saßen uns gegenüber. Nur für Augenblicke, wenn ich daran dachte, dass es unanständig war, hörte ich auf, sie anzustarren. Sie schenkte mir keinerlei Aufmerksamkeit. Sie interessierte sich ausschließlich für Rimac, und ich wusste zu wenig von ihm, als dass ich ihre Neugierde hätte wecken können. Schon nach den ersten Sätzen, die sie sprach, begriff ich, dass sie alles über ihn wusste, wirklich alles, ich aber nichts, absolut nichts. Also schwieg ich.

»Herr Kollege Krstanović, haben Sie Ihrerseits beim SAO Informationen über den Verbleib des Rechtsanwalts Vladimir Magaš?«, fragte sie mich überraschenderweise.

»Magaš vertritt Rimac nicht mehr. Er hat sich zurückgezogen, er arbeitet nicht mehr. Ruhestand«, rezitierte ich alles, was mir einfiel.

»Wissen Sie, wo er lebt?«

»Ich verstehe nicht ... Die Polizei müsste doch über seine Adresse verfügen ...« Ich wandte mich den beiden Polizisten zu. Sie blickten mich leer an.

»Sie wissen also nicht, wo er sich aufhält?«, fuhr sie fort. Offensichtlich wollte sie nur mit mir sprechen.

»Was spielt das für eine Rolle, wo er ist? Warum interessieren Sie sich überhaupt für ihn? Er ist nicht einmal mehr Rechtsanwalt«, antwortete ich.

»Es wäre besser, wenn Sie zunächst in Erfahrung bringen könnten, wo er lebt, und warum er gerade dort lebt, wo er lebt, bevor sie die Frage nach seiner Bedeutung stellen. Melden Sie sich bei mir, wenn Sie weitere Informationen haben.«

Die Polizisten wussten auch nichts über den Rechtsanwalt Vladimir Magaš, den einstigen Staatsanwalt, und auch nichts über seinen augenblicklichen Aufenthaltsort. Ein klassisches K.o. Aber da war niemand, der das Handtuch hätte werfen können, sodass Mara Ištuk mitleidig aufstand, ihre Papiere sammelte und ging. Ich kehrte ins Büro zurück und setzte mich wieder an die Arbeit, als die Wut über dieses peinliche Vorgeführtwerden aufgehört hatte, in meinen Schläfen zu hämmern. Vladimir Magaš, Jadran Rimac. Ich lernte fleißig.

Ich musste an diesem Abend einfach jemandem sagen, dass mein Vater getötet worden war. Ich rief Matko Radoš an. Er war mein Boss in der Abteilung für den Kampf gegen organisiertes Verbrechen, im Geheimdienst. Ich vertraute ihm, und das beruhte auf Gegenseitigkeit. Er war sieben oder acht Jahre älter als ich. Ich hatte mit seinem jüngeren Bruder, dem er sehr zugetan war, studiert, und so waren wir beinahe Freunde geworden, aber nur beinahe. Die Grenze zur Freundschaft würden wir wahrscheinlich nie überschreiten. Es ist wichtig, sagte ich ihm.

Ich wartete auf ihn im Café neben der Dienststelle. Ich saß an der Bar, ich rauchte, ich trank ein Bier. Die Tische waren alle leer, außer einem, an dem sechs oder sieben lautstarke Männer saßen, und mit ihnen die Kellnerin Jana. Sie war die einzige Frau im Lokal. Bei den Männern handelte es sich um Journalisten einer Tageszeitung, deren Redaktion gleich um die Ecke lag.

Die Ausgabe für den nächsten Tag war abgeschlossen. Sie hatten einiges getrunken. Sie lachten. Jana unterhielt sie. Sie sagte ihnen, sie habe mit vier von ihren Kollegen geschlafen. Jana ist in den besten Jahren, sie ist füllig, aber nicht dick. Es war klar, dass sie allen Bestürmungen, die Namen ihrer Journalisten-Liebhaber preiszugeben, widerstehen würde. Journalisten taugen nichts im Bett, sagte sie. Aber sie bleiben dir irgendwie im Gedächtnis, es fällt einem leicht, sie zu mögen, und dann schläfst du halt eine Zeit lang mit ihnen, sei es aus Mitleid oder aus wahrer Liebe. Egal. Doch alles hat ein Ende. Der Letzte war so lustig. Jung. Ich habe lange von ihm geträumt, sagte sie, so wie man sich einen Vorwurf macht, aber nur um des Vorwurfs wegen. Er war schnell und ungeschickt. Und verschwand dann ohne ein Wort, ohne einen Blick. Er käme nicht mehr ins Café.

Jana lachte laut. Alle lachten.

Die Eingangstür ging auf, aber es war nicht Radoš. Ein untersetzter Mann betrat das Café, warf ein Bündel Zeitungen von morgen vor die Journalisten und verschwand wieder. Die Journalisten schwiegen und verteilten die Zeitungen untereinander. Sie blätterten auf der Suche nach ihren Texten, irgendwo am Rande der Seite acht. Und begannen lautstark über die Dummheit der Vorgesetzten zu wettern, die ihre Texte kürzten oder mit absurden Überschriften versahen.

Radoš verspätete sich. Jana kehrte hinter die Bar zurück.

»Auf wen wartest du?«

»Auf den Boss.«

»Auf den wartet man immer ...«

»Auch ich warte auf ihn«, lachte sie. »Aber ich verliere langsam die Geduld.«

»Und ich warte auf dich.« Ich wusste nicht, warum ich das gesagt hatte. Und erst recht nicht, warum in diesem Augenblick. Sie begann wieder aus vollem Halse zu lachen, sodass die Jour-

nalisten schiefe Blicke auf uns warfen, als hätte sie nicht vor ein paar Minuten ebenso mit ihnen gelacht.

»Wirklich«, fügte ich hinzu.

»Du hast doch schon eine Freundin«, sagte sie ernst.

»Der Boss hat doch auch eine Frau und drei Kinder, und du wartest trotzdem auf ihn.«

»Ist alles okay mit dir?«

»Mein Alter ist tot.«

»Oh, das tut mir leid ...«

Sie reichte mir die Hand über die Bar hinweg. Ihre Hand, die so kalt war wie Marmor. Sie blickte mir in die Augen und fragte mich, ob wir etwas zusammen trinken gehen sollen, wenn sie hier fertig sei. In einer Stunde, spätestens in eineinhalb. Ich sagte, ich käme sie abholen, ich müsse jetzt gehen. Sie solle Radoš sagen, etwas sei mir dazwischengekommen, ich würde mich wieder melden. An der Türe blickte ich noch einmal zum Tisch, an dem die Journalisten saßen. Mein Alter war auf den Titelblättern.

Ich ließ den warmen Wasserstrahl das Rückgrat hinabfließen. Vor mir die weiche Rundung von Janas Unterleib, ihre flaumigen Lenden. Nur einmal hatte mich dieser Schoß aufgenommen, das war vor mehr als einem Jahr. Aber ich gestattete es nicht, dass die Bilder ihrer Weiblichkeit in mir zerfielen wie im Kofferraum eines Autos liegen gelassene Äpfel. Und daran konnte auch Mara nichts ändern.

Die Einsamkeit der faulen Sonntagnachmittage und der verregneten Abende. Ich richtete mich bequem auf dem Sofa ein, streckte das rechte Bein über den hellen, würfelförmigen Tisch, auf dem die Spur desselben Beins nicht mehr wegzuwischen war. Aschenbecher und Zigaretten stellte ich zu meiner Rechten auf und genoss es, die Dinge hinauszuzögern. Nie hatte mir ein Geschlechtsakt die gleiche Befriedigung verschafft wie die

Masturbation bei den Gedanken an vergangenen Sex. Möglich, dass es einen Namen für diese Störung gab. Oder war das einfach nur Egoismus?

Der Wasserstrahl floß nach wie vor mein Rückgrat hinab, mein Schwanz war hart, und dann klingelte das Telefon. Ich hielt ihn weiter fest in der Hand und stand da wie eine Statue der Unentschlossenheit. Für einen Moment wollte ich ins Zimmer hinüberstürzen. Vielleicht war es wichtig. Es war sicher wichtig, in Augenblicken wie diesen gibt es nur wichtige Anrufe. Aber sobald ich eine Bewegung mit meinen Schultern oder den Beinen ausführen wollte, durchschoss mich der Gedanke, dass das Klingeln gewiss in dem Moment aufhören würde, wenn ich meine Hand auf den Hörer gelegt hätte. Gefangen, unbeweglich, das mittlerweile erschlaffte Glied in der Hand. Es war mir, als sollte ich mich nie mehr bewegen. Das Klingeln dauerte lange. Es kam mir nicht. Das machte mich wütend. Das Telefon machte mich wütend. Aber auch der, der da anrief. Zugleich war ich enttäuscht von mir selbst. Jana müsste mich nur mit den Lippen berühren, und es würde mir schon kommen. Morgen wird sie den schmutzigen Journalisten in der Kneipe von meinem Versagen berichten. Sie werden alle lachen. Jedesmal, wenn sie mich sehen. Ich würde zu Hause bleiben.

SONY UND LANKA

ICH HABE LETZE NACHT VON ELEFANTEN GETRÄUMT; es waren die beiden, die immer in meinen Traum kommen. Ruhig schreiten sie an mir vorbei. Manchmal hebt einer den Rüssel zum Gruß.

Jetzt bin ich tot. Ich wusste, dass etwas Großes geschehen würde. Die Elefanten besuchen mich nicht grundlos in meinen Träumen. Jedesmal, wenn sie kommen, geschieht etwas Schreckliches. Sony und Lanka. Ihre nächtlichen Besuche verunsicherten mich, hinderten mich daran, normal zu funktionieren. Reduzierten mich auf das Erwarten der imminenten Katastrophe.

Heute, am 17. Oktober 1999, haben sie mich auf der Schwelle meines Hauses erschossen. Snježana konnte mir nicht helfen. Sie rief und schrie, aber es war schon alles vorbei. Ich weiß nicht, wer geschossen hat, aber das spielt auch keine Rolle mehr. Nein, nicht, dass es keine Rolle *mehr* spielt, es spielt *überhaupt* keine Rolle. Ich weiß, wer mich getötet hat. Ich weiß auch, warum.

Sony und Lanka waren die ersten Elefanten meines Lebens gewesen. Sie lebten auf der Insel des Präsidenten, denn der Vorgänger des Präsidenten hatte sie einst vor langer Zeit als Geschenk von Indien gekriegt. In den ersten Tagen meines Aufenthaltes auf der Insel nutzte ich jede freie Minute, um sie zu sehen. Ich setzte mich auf die Bank, zündete mir eine Zigarette

an, machte eine Dose Bier auf und verfolgte aufgeregt jede ihrer Bewegungen. Es war, als würde die Zeit stehen bleiben, als hielte die Erde mitten in ihrer Umdrehung an. Ich konnte da stundenlang sitzen bleiben. Die beiden Elefanten schienen mich nicht zu bemerken. Ihre Augen waren traurig und vollkommen teilnahmslos. Sie waren unglücklich. Ich schaute Sony und Lanka zu, bis der Kommandant Jozef zu mir kam und fragte, ob alles in Ordnung mit mir sei. Was soll die Scheiße, warum schläfst oder trinkst du nicht wie die Kamaraden aus der Einheit? Ohne ein Wort zu sagen stand ich auf und ging in den Schlafsaal. Am nächsten Morgen kehrte ich wieder zu den Elefanten zurück. Der Kommandt Jozef kam auch. Er hatte mich ins Visier genommen, aber ich wusste nicht, warum.

Der Präsident hielt sich gerne in der Villa auf der Insel auf, aber niemals mehr als vier oder fünf Tage nacheinander. Außer im Juli, wenn er ganze vierzehn Tage hier verbrachte. Die Einheit, der ich angehörte, war zum persönlichen Schutz des Präsidenten abkommandiert sowie aller Objekte, in denen er arbeitete und schlief oder die er aus protokollarischen Verpflichtungen aufsuchte. Wir waren dreißig. Die Hälfte reiste mit ihm, die andere Hälfte war schon am Vortag vor Ort und bereitete alles vor. Der Präsident verließ nur selten die Hauptstadt. Eine Woche im Monat, normalerweise in zwei Reisen von drei bis vier Tagen, weilte er in der Residenz auf der Insel, ein oder zwei Tage widmete er den Besuchen der Städte in der Provinz, und den Rest der Zeit blieb er in der Hauptstadt. Tagsüber schloss er sich in sein Arbeitszimmer ein. Unsere Arbeit war nicht schwer. Wir langweilten uns. Wir drohten vor Faulenzerei zu sterben. Wir hatten Monate und Monate in den Gräben verbracht, wir hatten geschossen, und man hatte auf uns geschossen, wir hatten unser Land vor den Angreifern verteidigt, wir waren die Helden schwerer Gefechte, dann schickte man

uns zu zusätzlichen Ausbildungen, wir mussten alle möglichen Vorbereitungen und Tests durchlaufen ... Und wozu all das? Damit wir irgendwo rumliegen, saufen, Drogen nehmen und den Elefanten zusehen, in die wir uns zusehends verwandeln. Man erklärte uns, dass unsere Aufgabe zu den wichtigsten Aufgaben schlechthin gehörte, dass uns die größte militärische Ehre und Verantwortung zugefallen seien.

Es war der Kommandant Jozef, der damit begonnen hatte. Es war ein feuchter Sommerabend. Der Kommandant Jozef zog seinen langen Ledergurt aus der Hose und schlug, ohne Grund oder Vorankündigung, auf Lanka ein. Er war besoffen wie ein Oger. Ununterbrochen lachte er tief aus der Brust heraus, aber nicht aus den Augen. Die Nacht auf der Insel wurde von den pfeifenden Schlägen des Ledergurtes auf die Kruppe, die Beine und den Hals des Elefanten durchschnitten. Die Unterkunft der Elefanten befand sich ungefähr einen Kilometer von der Villa und den zwei Palästen entfernt, in denen sich der Präsident und sein Gefolge aufhielten. Niemand konnte die Schläge, das Lachen oder Lankas unterdrücktes Schreien hören. Die Elefanten waren mit dicken Eisenketten an Betonpfosten gebunden. Lankas Körper zuckte unter dem Ledergurt des Kommandanten Jozef, Sony winkte nur mit seinem Rüssel. Dem Kommandanten Jozef rann der Schweiß schon den Hals hinunter, aber er gab nicht auf. Wir drei schauten zu: Ivan, der Gelbe und ich. Ich war der Älteste, ich hätte der Vater des kleinen Ivan sein können, er war damals sechsundzwanzig, ich sechsundvierzig Jahre alt. In der ganzen Einheit war nur der Onkel älter als ich. Aber im Militär erhält man Bedeutung und Ansehen nicht mit den Jahren, sondern mit dem Dienstgrad. Ich hatte es bis zum Hauptmann gebracht. Der Onkel war Major. Der kleine Ivan Feldwebel, wie auch der Gelbe. Der Kommandant Jozef, neun Jahre jünger als ich, hatte es am weitesten gebracht: Er trug auf

den Schultern und auf der Brust die Abzeichen eines Oberstleutnants. Meine Aufgabe bestand darin, die kritischen Stellen bei den Reisen und Aufenthalten des Präsidenten in Orten auszumachen, in denen er zuvor nicht gewesen war. Es oblag mir abzuschätzen, wo ihm Gefahr drohen könnte, und vorzuschlagen, wie man ihn am besten beschützen könnte. Dabei war ich auch der dritte Fahrer der Präsidentenlimousine. Falls der erste und der zweite Fahrer außer Gefecht wären, wäre es an mir gewesen, mich hinters Lenkrad zu setzen, aber dazu war es nie gekommen.

Sony schaute regungslos zu, wie der Kommandant Jozef Lanka schlug. Er versuchte nicht einmal, ihr zu helfen. Auch er war an die Kette gelegt, sodass ihm die Nutzlosigkeit jeglicher Anstrengung klar sein musste. Nichts. Der Rüssel hing herab wie der Leichnam eines Erhängten, während Jozef mit dem Gürtel über Lankas Kruppe schlug. Sie schrie nach jedem dritten Treffer. Lachend äffte der Gelbe den Kommandanten Jozef nach; er hatte die gleichen geschwollenen Halsadern, und dann zog auch er seinen Gürtel aus der Hose, die sogleich seine Beine hinabglitt. Er schlug auf Sony ein, der Elefant schwieg und blickte zur Seite. Die Hose des Gelben war jetzt schon bis zu den Knien hinabgerutscht, aber er achtete nicht darauf. Vor meinen Augen und denen des kleinen Ivan schwoll sein Glied in der mausfarbenen Unterhose immer mehr an. Seine Bewegungen glichen denen bei der Kopulation. Lanka pisste kräftig auf die Erde.

Ich ging weg. Jozef und der Gelbe sagten nichts. Der kleine Ivan hing irgendwo zwischen ihnen und mir. Wie ich auf dem Schotterweg voranschritt, begannen die Geräusche der Schläge leiser zu werden und verloren sich allmählich. Ein Schritt, und noch einer, und alle Geräusche würden vom Schäumen des Meeres überdeckt sein.

DER KELLER

VLADIMIR MAGAŠ, wie jede Nacht, an der Bar des Kellerrestaurants im tauben Zentrum der Stadt. Er trinkt Rotwein, denn es gibt keinen Whisky mehr. Der Whisky wurde bis zum letzten Tropfen von denen geleert, die glauben, dass es sich nicht gehöre, ein solches Getränk in kleineren Dosen als einer Flasche zu bestellen. Eine Flasche, eine ganze Flasche, Kamerad, wir sind keine Fotzen. Aus dem Raum, in dem gegessen wurde, klang das Klirren von Gabeln und Messern gegen Porzellanteller zu ihm, und die dumpfen Töne knallender Champagnerkorken. Es ist noch nicht Mitternacht, noch ist nicht die Stunde da, in der das Geräusch knallender ziegelroter Gummibänder ankündigt, dass Banknotenbündel aus den Taschen gezogen und Rechnungen beglichen werden. Deshalb: noch mehr Champagner – welches ist der teuerste, den Sie haben? –, noch mehr blutige Beefsteaks, noch mehr Muscheln für die Damen, noch mehr Fisch, noch mehr Fleisch ...

Magaš hatte das letzte Mal vor einigen Monaten im Keller zu Abend gegessen, genauer: am 8. April 1991. Er hatte gerade mal den dritten Bissen in den Mund gesteckt, war dann aufgestanden, um an der Bar zu zahlen, und war zur allgemeinen Verblüffung des Besitzers Dragan und aller Kellner irgendwo in die Oberwelt entschwunden. Bis dahin hatte sich dasselbe Ritual jahrelang wiederholt: Vladimir Magaš kam am Montag, am Mittwoch, am Freitag und am Samstag genau um einund-

zwanzig Uhr und dreißig Minuten ins Lokal. Zwei Whiskys, und zwei Zigaretten am Tresen, und dann zum kleinen Tisch in der Ecke des diskret ausgeleuchteten Saales, jedes Mal das gleiche aufmerksame Studieren der Speisekarte und die Wahl einer von vier immer gleichen aber ebenso regelmäßig sich abwechselnden Varianten: Austern, ein gekochtes Zahnbrassenfilet auf etwas Spinat, ein Kalbscarpaccio, ein Risotto mit Gemüse und frischen Scampi. Er trank Mineralwasser. Niemand erinnert sich, dass er jemals jemanden an seinen Tisch eingeladen hatte während des späten Dinners; er war nie in Gesellschaft, obwohl er oft mit der Serviette die Winkel der Lippen abwischen, aufstehen und jemandem die Hand reichen musste, den er kannte, und die Jahre hatten es so mit sich gebracht, dass kein Abend verging ohne die Begegnung mit einer Bekanntschaft, die Magaš grüßen musste, auch wenn es sich nur um ein diskretes Nicken handelte. Aktuelle Stars des Theaters, die abwechselnd mit ihren Gattinnen und Liebhaberinnen erschienen, um den Morgen betrunken in der Gesellschaft des letzten Kellners zu erwarten. Die lokalen Malergrößen, auf der ewigen Flucht vor ihren aggressiven und beschäftigungslosen Ehefrauen, die, auch mit Verspätung, nach Paris, nach Paris!, oder nach London, nach London!, wollten. Eilige Stadtradvokaten mit ihrer jeweiligen Klientel, so schüchtern wie ein Provinzdichter bei seinem ersten Liebesrendezvous. Regisseure, die die Welt gesehen hatten, im Gefolge ihrer neuesten Entdeckungen mit sinnlichen Lippen. Charmante und intelligente Hochstapler, die je nach Zahl der Gläubiger in der Stadt auftauchten und wieder aus ihr verschwanden, und die immer neue Geschichten, neue Erzählungen mitbrachten und den ewig gleichen Geruch von Kellerwohnungen und Gefängniszellen. Geniale Physikprofessoren, die Examina zu annehmbaren Preisen feilboten. Journalisten, die am Nachmittag ihre Kolumnen abgegeben hatten und jetzt

so taten, als ob sie objektiv die Gültigkeit ihrer morgigen Thesen prüfen könnten. Selbstgefällige Fernsehgesichter auf der Suche nach einem materiellen Überbau zu ihrer schwindelerregenden Popularität. Händler von Waffen, Erdöl und Geld.

Aus der anderen Ecke des Saales drang der Klang eines Pianinos, auf dem abwesend der Maestro Mustapha klimperte, ein schweigsamer Kauz, von dem man erzählte, er sei homosexuell, aber das wurde jeweils, jedoch nur in seinem Fall, mit einer tiefen Anerkennung der sexuellen Orientierung ausgesprochen. Gerede, unterdrücktes Lachen, leidenschaftliche Liebeshändel und -streitereien. Die Geräuschkulisse der Welt, der Vladimir Magaš, trotz zeitweiliger Ekelanfälle und Distanznahmen, wahrhaft angehörte und in der er sich sicher und irgendwie geborgen, wie zu Hause, fühlte.

Kurz vor Mitternacht kehrte Magaš zum Tresen zurück, um noch einen Whisky zu trinken und um sich vom Besitzer Dragen mit einem Kopfnicken bestätigen zu lassen, dass es jetzt Zeit sei, in den kleinen Nebenraum zu wechseln. Aber, wie gesagt, einige Monate vorher kam er nur für diesen Whisky und für das diskrete Zeichen des Besitzers zum Tresen. Am achten April 1991, um zweiundzwanzig Uhr, schob Vladimir Magaš gerade seinen dritten Bissen in den Mund, als er deutlich sah, wie ein Mann mit welligem Haar eine Pistole, die hinten in seiner Hose steckte, ein wenig verschob, damit sie ihn nicht drückte. Es war nicht die Pistole, die ihn mit Schrecken erfüllte; seit einiger Zeit war das ganze Land von Pistolen und anderen Schusswaffen übersät. Es beunruhigte ihn, dass auch dieser vornehme Keller aufgehört hatte, eine Oase zu sein. Bis zu diesem Augenblick wollte er nicht wahrhaben, dass das Schutzschild schon längst durchbrochen war. Es gab immer weniger Leute, für die er Gabel und Messer weglegte und sich erhob, um ihnen die Hand zu reichen. Doch hätte er auch dieses Verschwinden seiner Be-

kanntschaften nicht beklagt, wären da nicht ein paar begleitende Zeichen gewesen. Da war kein beruhigendes Wortrauschen mehr im Hintergrund, und auch nicht mehr Mustaphas Piano. Jetzt gab es nur noch Flüche oder Lachen, das ängstigte, auf dem Boden zerklirrende Gläser, lange fragende Blicke, die von Nacht zu Nacht bedrohlicher wurden, unbekannte verschlossene Gesichter, denen sich später auch bekanntere, berühmtere anschlossen.

Da, am Nebentisch, auf einmal Jure Frančetić, ganz in Schwarz gekleidet und mager wie El Grecos Heilige in der Sage; er schweigt und schaut müde auf die betrunkenen Schauspieler des Nationaltheaters, die sich nach seinen Berührungen und der angenommenen Übermacht seines Gliedes sehnen. Revolutionäre so frisch wie Tau, träumen von seinem Wort, er aber schweigt unbeirrt, und sie werden immer nervöser. In der Ecke, mit dem Rücken zur Wand, Ljubomir Magaš. Wie oft hatte man Vladimir Magaš gefragt, ob dieser Ljubomir, genannt »Zemunac«, irgendwie mit ihm verwandt sei. Stammen Sie aus der gleichen Gegend? Sie kennen ihn gar nicht? Nun, Sie wissen zumindest, von wem wir reden ...? Und waren enttäuscht, wenn er ihnen antwortete, in keinerlei Verwandtschaftsgrad zu Ljubomir Magaš zu stehen. Ljubomir Magaš, mit gebrochener Nase, ist sich wohl bewusst, dass er bei den Mächtegergestarlets ankommt, die lüstern das zarte Fleisch der Austern schlürfen, wie auch bei den erblühten Jungs aus den Vorstädten, die wie dieser Held der Frankfurter Straßen sein wollen, der drei Frankfurter Straßen, in denen kein Wort Deutsch gesprochen wurde. Da gab es nur einige griechische Bordelle, zwei oder drei improvisierte Spielhöhlen und samstags die Boxkämpfe in den staubigen Sälen, in denen das Blut künftiger begnadeter Leichen auf den Boden tropfte. Vom Mitteltisch aus strömt das warme Licht der Aureole über dem Kopf des Kardinals Stepinac. Das

Licht erleuchtet die glatt rasierten Gesichter von Hauptstadtpriestern und Provinzpfaffen, deren Augen groß und hungrig aussehen, denn sie spüren, dass ihre Stunde geschlagen hat. Die unschuldigen Gesichter von denen, die Marien- und Herrgottserrscheinungen haben. »Liebe Kinder, heute rufe ich euch auf, heute die Werke der Barmherzigkeit aus Liebe zu vollbringen, aus Liebe zu mir und zu euren und meinen Schwestern und Brüdern. Liebe Kinder, was auch immer ihr den anderen tut, tut es mit großer Freude und mit Demut vor dem Herrn. Danke, dass ihr alle gekommen seid!« Die Augen des Kardinals sind stumm und stumpf wie das Ohr einer Axt. Einen Tisch weiter trinkt Andrijica roten Wein. Andrijica und seine fünf Brüder trinken Wein – schütten ihn aus, von ihren Schnäuzern fallen rote Tropfen, auf die Hemden und die Tischtücher, die weißen. Beim Eingang: Adolf Andrić, Ivan Kraječić Stevo, Höllenmaschinen, Stimmen aus Argentinien, dumpfe Streitereien, Jasenovac, der Goli Otok, Deportationen und russische Verschwörungen, Krljeza, Nacht und Nebel, Mord in der Garage, Blut das mit dem warmen Strahl eines entspannten Glieds abgewaschen wird, Flugzeugentführungen, Raduša, der Blues der kroatischen Terroristen, Amerika!, Amerika!, Spitzelgeflüster, Bleiburg, eben wie die Linie eines EKGs.

Vladimir Magaš, an der Bar, trinkt unwillig am Tresen Rotwein aus der Toskana; im Herbst 1991 herrscht in Zagreb Whiskymangel. Die Dichter sind das Staunen der Welt, sagt Magaš, ein Dichter, der nicht der nationalen Renaissance widerstehen kann und auch nicht der Musik des Würfelspiels; die Dichter sind wie betrogene Ehemänner, sie erfahren als Letzte vom Betrug. Er lacht. Dem Dichter, nun, hat man's erst heute gesagt. Den Dichter hat man, hm, erst heute mit dieser unangenehmen Seite ihres Wesens konfrontiert, Herr Magaš. Der Dichter ist sofort bereit zu handeln, zu helfen, zu urgieren, ge-

heime Telefonnummern zu wählen, zu beeinflussen, zu intervenieren und wenn es sein muss – zu bitten und zu betteln. Der Dichter, sagt er, wird das einfach nicht zulassen. Er stinkt fürchterlich aus dem Mund, immer neue Schweißtropfen bilden sich auf seiner Stirn. Alles würde er tun, der Dichter. Es stimmt zwar, dass er ein wenig beleidigt ist, man hat ihn erst spät ins Vertrauen gezogen, und er selbst hätte sich ja nicht im Traum einfallen lassen, und es ist ihm ja auch ganz egal, dass Vladimir Magaš das sein könnte ... Nun was, Dichter? Sagen Sie doch Vladimir Magaš, was sie entdeckt haben! Sagen Sie, wovor Sie ihn beschützen werden! Oder besser, vor wem. Welche Elemente seines Wesens, seiner Existenz, sind da als unwillkommen bezeichnet worden?

Magaš, Ihre Mutter ist Serbin. Magaš, in Ihnen fließt auch das Blut des Feindes. Die Serben haben unser schönes Land angegriffen, sie töteten unsere Frauen und Kinder, zerstörten unsere Häuser, sie vergewaltigten und brennen alles nieder, und Sie, Sie sind zur Hälfte Serbe. Ihr Vater, okay, Ihr Vater ist Kroat, aber heute genügt ein viel geringerer Anteil unreinen Blutes, um Verdacht zu wecken, um ihren Namen und Vornamen dauerhaft mit einem riesengroßen Fragezeichen zu versehen.

Vladimir Magaš hatte schon begriffen, dass man früher oder später bis zum Blut seiner Mutter gelangen würde, zu diesem Haufen Asche, der auf dem Mirogoj Friedhof in Zagreb lag, aber er hatte doch nicht damit gerechnet, dass es so billig, so feige geschehen würde: dass ein betrunkenen Dichter sich an ihn wenden würde, während er am Tresen seines Kellers stand, um schließlich fünfzigtausend von irgendwas von ihm zu verlangen, damit man, eben, diese Flecken, diese Schande, die sich doch nicht tilgen lässt, tilge. Um seinen Kopf zu retten, den, erwähnte der Dichter so nebenbei, manche gerne von seinem Leibe abgetrennt und den Fischen in der Sava zum Fraß vorgeworfen

sehen würden. Er, aber, gehörte nicht zu denen, er, der Dichter, ist ein Mann von Welt, obwohl reinrassiger Kroat, er hat sogar einen serbischen Freund, und zwar einen wahren, echten, großen Serben. Heute hat jeder einen Serben zum Freund oder einen Juden, oder einen Neger.

Der Dichter war klein, schwächlich und mager. Während er sprach, musste Magaš zu ihm hinunterschauen. Und nur das Zählen aller Flecken auf dessen haarloser Kopfhaut bewahrte ihn davor, ihm das Glas Wein, das er in der Hand hielt, ins Gesicht zu schütten. Dabei half ihm auch die Erkenntnis, dass die Worte des zwerghaften Dichters nicht gegenstandslos waren. Er fühlte sich angewidert und beleidigt vom Angebot dieses Mannes, den er bis gestern nicht einmal an seinen Spieltisch herangelassen hätte; aber das war jetzt seine Wirklichkeit, diese Frage, wie man den eigenen, überflüssigen Kopf retten könne. Magaš brauchte um jeden Preis jemanden, der den Stempel der nationalen Rechtschaffenheit auf seine Stirn drücken würde. Der Dichter besaß einen solchen Stempel, und Magaš wusste, dass er bald vielleicht nicht umhinkommen würde, ein solches, ihn vor der Auslöschung schützendes Zeichen zu kaufen. Deshalb schwieg er, hörte zu und gab sich alle Mühe, den wässrigen, sumpffarbenen Augen des Dichters auszuweichen.

Erst vor Kurzem war sich Magaš über die Natur der im Gebiet seines Unterleibs angesiedelten Furcht klar geworden. Diese Furcht hatte wiedergängerische Angewohnheiten: Am stärksten war sie nachts, wenn sie alleine blieben, er und sie. Sie wandelte durch die hintersten Winkel seines Körpers und erlaubte es ihm nicht, sich in den Schlaf zu flüchten. Und der Vampir beruhigte sich erst, wenn das natürlich Licht es gestattete, einen schwarzen von einem weißen Faden zu unterscheiden. Dann konnte Vladimir endlich die Augen schließen, für eine Stunde oder zwei.

Die Angst war etwas Neues für Vladimir Magaš. Konkrete Angst. Angst vor dem Konkreten. Er verfügte über keinerlei Abwehrmechanismus, da war kein Serum gegen den Vampir. Er wurde unvorbereitet und unbewaffnet von ihr überrascht. Der Dichter konnte vielleicht die erzitternden Eingeweide beruhigen, wenigstens für eine kurze Zeit, bis sich der Organismus an den neuen Mitbewohner gewöhnt hatte.

Der Dichter sprach auch weiter, als sie sich im Nebenraum einfanden. Der Dichter, der Restaurantbesitzer Dragan Kraljević, Vladimir Magaš und noch drei Männer. Der Erste war klein und rund wie ein vollgestopfter Wäschesack. Mit beginnender Glatze und kissenartigen Wangen, die, je näher sie den Augen kamen, immer röter wurden. Dragan stellte ihn vor: Er heißt Marinović. Der Zweite war etwas größer, hatte dunkle Augen und schwarzes Haar, und einen gepflegten Schnurrbart. Dragan stellte auch ihn vor: Das ist Herr Jadran Rimac. Magaš hörte diesen Namen nicht zum ersten Mal, aber er war viel zu sehr mit dem vorangegangenen Angebot des Dichters beschäftigt, als dass er den Namen sofort mit dem früher Gehörten in Verbindung gebracht hätte. Die beiden Männer waren ernst und schweigsam. Sie waren geschäftlich hier. Der Dichter warf mit Worten und Lachen um sich, ohne die finsternen Mienen der beiden ungeduldigen Unbekannten zu bemerken. Sie sind zu ernst, meine Herren, sagte er, wenn man spielt, soll man fröhlich und entspannt sein, man muss das Glück herausfordern, man muss es auslachen; wenn Ihre Taschen leer sind, wird noch genug Zeit sein für die Dunkelheit auf Ihren Gesichtern. Ach, sagte er, aber Sie haben Angst, Sie haben die Hosen gestrichen voll! Mit Recht, fügte er hinzu und lachte theatralisch und laut. Aber, meine Herren, gab er nicht nach, das ist kein Amüsement für Hasenfüße und Schwächlinge, hier muss man schon Eier haben, so groß wie Kokosnüsse. Und er fragte sie, ob sie

wüssten, worauf sie sich da einließen und was sie erwartete. Er fragte sie, ob sie überhaupt genug Geld hätten, denn er setze sich an keinen Spieltisch, wenn es nur um Peanuts ginge. Er konnte einfach nicht aufhören. Ein Dichter muss sein mühsam errungenes Renommee einfach verteidigen. Ob sie denn überhaupt wüssten, wer er sei, und mit wem sie heute Nacht die Ehre hätten, sollten ihre Taschen voller großer Geldnoten stecken ...

Die Stirn des Dichters schlug rhythmisch gegen die leichte Einbuchtung der Toilettenschüssel. Man hörte nur den stumpfen Aufprall des Stirnknochens gegen die weiße Toilettokeramik und das Röcheln aus dem zugekniffenen Hals, der sich immer wieder mit dem Wasser aus dem Behälter füllte. Jadran Rimac hielt den Dichter an den Beinen fest und tunkte seinen Kopf in regelmäßigen Bewegungen in die Toilettenschüssel, während Marinović in den gleichen Abständen am weißen Strick über der Schüssel zog und immer wieder dasselbe sagte: Jetzt nehmen wir eine Dusche. Nichts auf Rimac' Gesicht verriet, dass ihn die fünfzig Kilo des Dichterleins anstregten. Stark wie ein Stier. Er hätte das die ganze Nacht machen können. Ein Furz, Kumpel, wandte er sich an seinen Freund, der den Wasserstand im Becken regelte, ein kleiner Furz, der viel rumschnorrt. Nur ein Furz, mein Kumpel, ein Furz ... Bis dann Marinović schüchtern die Bemerkung wagte, es sei vielleicht doch genug, jetzt. Sie ließen ihn auf der Toilette liegen, nahmen ihre Mäntel und spazierten wortlos weg.

VATER UND MUTTER

ICH SCHLUG DIE AUGEN AUF, schaute durchs Fenster, es regnete. Ich stand auf und ging zum Telefon. Ich musste einfach Maras Stimme hören. Ich rief sie an, aber es klingelte nur in der Stille. Ich blickte auf die Uhr: Sieben Uhr zehn. Sie hatte also die Nacht nicht in ihrem Bett verbracht. Gut, vielleicht schläft sie noch, es ist noch früh, und sie ist sicher spät zu Bett gegangen. Oder vielleicht schon aufgestanden und weg? Ich rief meine Mutter an und fragte, ob alles in Ordnung sei. Sie antwortete nicht, sondern fragte mich, ob ich noch etwas über den Tod des Vaters erfahren hätte. Nein. Ich würde mich melden. Ich müsste jetzt zur Arbeit.

Als ich mich für die Stelle beim SNS bewarb, hatte ich noch gedacht, man würde meinen Wunsch, in die Abteilung für politische Delikte versetzt zu werden, respektieren. Nicht etwa, weil das eine egoistische fixe Idee, von persönlichen Interessen oder Vorteilen motiviert, gewesen wäre: Im Gegenteil, ich wünschte aufrichtig, der neuen Republik und ihrer Stabilität bestmöglich zu dienen. Ich hatte Politikwissenschaften studiert und fühlte mich befähigt, Einzelne oder Gruppierungen zu erkennen, die sich mit staatsfeindlichen Verschwörungen beschäftigten. Ich war keinesfalls von einer politischen Idee besessen. Ich glaubte nur an den Staat, den man um jeden Preis schützen musste, schützen vor dem Chaos und vor denen, die das Chaos verbreiten. Der Nachrichtendienst, dachte ich, be-

stand genau aus diesem Grunde: Um Feinde dort zu entdecken und zu entblößen, wo man sie am wenigsten erwarten würde. Zwei Jahre lang lernte ich die Grundlagen des Handwerks. Ich erfuhr, dass die Abteilung für politische Delikte nur eine von fünf Hauptabteilungen war. Ich wurde in die Abteilung für organisiertes Verbrechen berufen. Welche Enttäuschung! Ich schrieb Briefe. Denken Sie nur nicht, meine Herren, dass ich dem Amt gegenüber undankbar sei, aber ich muss Sie darauf hinweisen, dass das Amt und die Republik den größten Nutzen aus mir ziehen würden im Kampf gegen politische Verbrecher, die, meiner Meinung nach, eine ungemein größere Bedrohung darstellen als die Kokainschmuggler, die gedungenen Mörder, die Waffen- und Menschenhändler, die Entführer und Erpresser. Die politischen Feinde sind unsere größten Feinde, denn ihre Ambitionen sind immer grenzenlos. Sie wollen alles auf den Kopf stellen, sie wollen alles in den Dreck ziehen. Ich war davon überzeugt, meine Herren, dass Sie sich von meinen beruflichen Neigungen überzeugen konnten, schrieb ich mehrmals unmissverständlich. Das ist, meine Herren, mein letzter Hilferuf, damit ich, dank Ihnen, der Republik auf die bestmögliche Art und Weise dienen und meinen Lohn im wahrsten Sinne des Wortes verdienen kann.

Nichts.

Man ließ mich in der Abteilung für organisiertes Verbrechen, wie einen Hund, den man vor den Sommerferien ins Tierheim gibt und dann, nach der Rückkehr, nicht mehr abholt.

Im Büro las ich die Zeitungen. Alle berichteten von der Ermordung meines Vaters. Es wurde betont, dass es sich um ein professionell ausgeführtes Verbrechen handelte. Dass könne nur ein voll ausgebildeter Scharfschütze getan haben. Ich konnte mich nicht auf den Text konzentrieren. Ich überflog die Zeitungsspalten nur so, fürchtend, ich würde irgendwo meinen Na-

men und Vornamen erblicken oder zumindest ein Zeichen meiner Zugehörigkeit zu seinem Leben. Die Angst sickerte langsam in das löchrige Gewebe der Vernunft, welche ohne Unterlass wiederholte, dass keiner, aber wirklich keiner von meiner Herkunft aus dem verräterischen Samen wusste. Wäre es nicht so gewesen, hätten schon längst Gerüchte im Amt zu zirkulieren begonnen, und ich wäre aufgefordert worden, an offizieller Stelle alles über meinen Vater zu erzählen, was ich bisher verschwiegen hatte. Doch niemand lud mich vor, niemand ließ mich ahnen, dass er um mein Geheimnis wusste, dass ihm die geheime Kennnummer bekannt war, mit der er unbeschränkten Zugang zu meinem Leben erhalten würde. Doch die Angst dringt auch in die kleinsten Poren ein, erweitert sie und gräbt regelrechte Stollen, hält dann inne, als wolle sie ein wenig Atem holen, nur um dann unvermittelt weiterzumachen.

In allen Zeitungen waren die gleichen zwei Fotografien zu sehen. Eine kleinere, die den mit Betonplatten ausgelegten Weg vor dem Haus meines Vaters zeigte, und darauf die dunklen Flecken seines Blutes. Und eine größere, auf der man Andrija Sučić selbst erblickte, tief in den eigenen Bart gewachsen, eine Zigarette in der Hand, in inniger Umarmung mit der Elefantin Lanka. In einem blauen Adidas-Trainingsanzug. Als ob er betrunken wäre. Den Journalisten schien dieses Bild besonders zu gefallen, ich habe es tausend Mal gesehen.

»Was war los gestern Abend?«, fragte Radoš noch in der Tür.

»Ich musste noch kurz zu meiner Mutter ... Ich habe Jana gebeten, es dir auszurichten.«

»Und was wolltest du?«

»Nichts, nichts Besonderes ... Ich interessiere mich für diesen Sučić, den Mord. Ich habe das ein wenig verfolgt, in meiner Freizeit, einfach so. Und kenn mich gut aus, inzwischen.«

»Ja, und?«

»Du könntest mich in die Untersuchung einschließen, damit ich runtergehe ...«

»Ach, das ist gar keine Untersuchung, das brauchst du nicht. Das ist völlig unwichtig. Wer spricht überhaupt von Untersuchung!?!«

Er hatte natürlich recht, aber ich insistierte. Ich hatte keine Argumente. Von Zeit zu Zeit brachte ich meine innere Stimme ins Spiel, die mir dazu riet, diesen Sučić genauer unter die Lupe zu nehmen, denn da wäre etwas. Ich weiß wirklich viel über Andrija Sučić. Und dann würde es mir guttun, aus dieser Stadt zu verschwinden, für eine Weile; ich bin ganz mit Smog verklebt, wie ein Hemd auf einer Wäscheleine in einem Industriegebiet. Und auch mit Mara hätte ich Probleme. Radoš antwortete, er werde mir Bescheid geben, in ein oder zwei Tagen. Aber er verstehe immer noch nichts und sei nicht gerade optimistisch.

Mutter war weder verheult noch traurig, noch hysterisch. Sie war nur besorgt. Diese Sorge erschien nicht wirklich konkret, es handelte sich einfach um die Sorge, die in einem erwacht, wenn der Tod uns streift. Sie sagte, sie habe gewusst, dass es so enden würde. Alle hätten gewusst, dass es so enden würde. Ich fragte sie, ob sie um ihn trauere. Er hat das nicht verdient, murmelte sie vor sich hin. Er hat das nicht verdient, er hat immer nur die Wahrheit gesagt, fuhr sie fort, ohne dass ich ein Wort gesagt hatte, nur die Wahrheit, die sowieso, früher oder später, ans Tageslicht gekommen wäre. Warum musste er die Wahrheit sagen? Warum gerade er und nicht jemand anders? Er war auserwählt, sagte sie, er tat das nicht fürs Geld. Am Ende habe er ziemlich elend gelebt. Alle hatten sich von ihm abgewandt, als er damit begonnen hatte zu erzählen, was er im Krieg gesehen und gehört hatte. Genaugenommen schon vorher. Er war umzingelt von Hass und Verachtung. Das war die Hölle, kein Leben. Aber, zum Teufel, warum hatte er diese Hölle gewählt!? Er konnte

nicht anders, erwiderte sie. Da war kein Mutwille dabei, keine irriige Sucht nach Ruhm. Heißt das, fragte ich sie, dass sie glaube, er sei ein guter Mensch gewesen? Sie hielt inne und sagte lange nichts, während ich sie unverwandt anstarrte. Die Einsamkeit hatte sich in ihre Wangen gefressen. Über zwanzig Jahre vollkommen allein zwischen diesen Mauern. Nach meinem Vater war sie mit einem Mann verheiratet, der Miroslav hieß. Das sollte nicht dauern. Ich erinnere mich noch an ihn: In meiner milchigen Kindheitserinnerung gleicht er Boris Dvornik, nur, im Gegensatz zu diesem, immer ernst und ruhig. Ich erinnere mich auch, wie er aus unserem Zuhause verschwand. Nie hatte ich auch nur den geringsten Streit zwischen ihnen gehört, nie eine erhobene Stimme, kein Zeichen von Wut. Er verschwand ohne ein für den Knaben, der ich war, erkennbares Anzeichen.

Sie schwieg, denn sie wusste, dass von ihrer Antwort abhing, ob ich noch weitere Fragen stellen würde. Sie sagte, dass das alles, weshalb man ihn getötet hatte, nichts damit zu tun habe, ob er ein guter Mensch gewesen sei oder nicht. Warum ist es so schwer, auf eine einfache Frage zu antworten? Ob er ein guter Mensch gewesen sei oder ein schlechter? Weil er jetzt tot ist, und er hat es nicht verdient, tot zu sein, und nur das zählt. Woher sie das denn wüsste? Ob sie ihn denn überhaupt gekannt habe? Sie habe ihn ja – wie lange? – gut dreißig oder noch mehr Jahre nicht gesehen. Sie sagte, sie wisse nur, dass er das nicht verdient habe. Und was wisse sie denn, um solche Schlüsse zu ziehen? So viel schon. Ich fragte sie, ob sie sicher sei, alles zu wissen? Sie schwieg wieder. Ich gab es auf, wütend. Ich ließ sie stehen, in ihrer dauerhaften Sorge.

Ich mag den Monat Oktober wegen des Lichtes am Nachmittag, um zwei Uhr, wenn es hell ist. Es ist ein Licht, das die Gesichter der Menschen sanfter macht, und alle Gram zerstreut. Ich kehrte zur Arbeit zurück, aber ich hatte in Wirklichkeit

nichts zu tun. Man hatte Jadran Rimac getötet, eine dicke Akte wurde jetzt geschlossen. Die ganze Abteilung war mit einem Male beschäftigungslos und leer wie ein Kinosaal in den ersten Nachmittagsvorführungen. Sogar diejenigen, die nicht an der Akte Rimac mitgearbeitet hatten, waren jetzt müde, ausgepumpt, nahmen sich bedenkenlos ein paar Tage frei. In den letzten sechs Monaten, vom April bis zum Oktober 1999, hatten wir uns nur mit Rimac beschäftigt. Radoš hatte uns befohlen, alles andere beiseite zu legen und uns nur noch Rimac zu widmen. Ihm hatte das jemand über ihm befohlen. Und dem wieder jemand, der noch mächtiger war. Und so weiter. Und jetzt war alles vorbei. Rimac war tot.

Erst als ich aus dem Gebäude kam, in dem meine Mutter lebte, erinnerte ich mich daran, dass ich Radoš nicht gesagt hatte, was ich ihm gestern unbedingt sagen wollte. Erst in diesem Augenblick wurde mir klar, dass ich meine Meinung geändert hatte. Wann war das geschehen? Wie? War das ein Zeichen, dass ich, trotz allem, kein Vertrauen hatte zu Matko Radoš?

Ich brauchte immer noch jemanden, dem ich mein dunkles Geheimnis enthüllen konnte. Jemanden, der meine Angst teilen würde, damit sie nicht so schwer auf mir lastete.